

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich sah Luise wieder und immer wieder sich genötigt, an Perdriel zu denken. Seit dem stürmischen Gespräche mit ihm, bei welchem sie ihn einen Dieb genannt, wendeten sie sich bei gelegentlichen Begegnungen von einander ab. Die Gehässigkeit Perdriels aber erstreckte sich in erster Linie auf das Kind, den Sohn Camillos, dem Luise alles geopfert hatte. Hörte er das muntere Lachen, das fröhliche Geplauder des Kleinen, dann runzelte er die Stirne und flüsterte irgend eine Verwünschung in den Bart hinein; hätte er ihn mit einem bösen Blick vernichten können, er würde es zweifelsohne nur allzu gerne gethan haben. Die Freude, welche ein Kind mit sich bringt, die Sorge, welche man demselben zuwenden muß, die demselben gewidmeten und andererseits wieder die von dem Kinde ausgehenden Liebkosungen, das ganze reizende Mysterium der Kindheit weckte in dem Manne ein gewisses Leid um sein einsam und ohne Zärtlichkeit, in starrem Egoismus verbrachtes Leben. Er hatte in seiner Jugend nie daran gedacht, gleich den anderen zu thun und einen häuslichen Herd zu gründen, er hatte damals nur eine einzige Leidenschaft gekannt: die Fabrik, in welcher er seit dem Alter von zehn Jahren arbeitete. Jetzt aber, wo diese Leidenschaft befriedigt war, wo er Herr und Meister in dieser Fabrik geworden, jetzt, wo sein Ehrgeiz in dieser Richtung nur mehr ein Ziel kannte: das Gedeihen des Unternehmens, jetzt, wo diesem Ziele so ziemlich nichts mehr im Wege zu stehen schien, jetzt wurde die Leere seines Lebens für ihn empfindlich.

Luise hatte bereits die Abneigung geahnt, instinktiv nahm sie das Kind immer in ihre Arme, wenn sie Perdriel von weitem sah, und Eduard selber, der vor dem „schwarzen Mann“, wie es ihn nannte, fürchterliche Angst hatte, verbarg rasch das Antlitz an der treuen Brust der Tante, nur um ihn nicht zu sehen. Sie redete sich Vernunft ein und sagte sich unzählige Male, daß der Haß ihres Feindes doch nur ein ganz ohnmächtiger sein könne. Trotz alledem konnte sie sich eines Gefühles der abergläubischen Furcht nicht erwehren, so oft sie an Perdriel dachte.

Die erste Kälte kam in diesem Jahre sehr zeitlich und als Luise ihren Holzvorrat bezahlt hatte, war sie erschreckt über die geringfügige Summe, welche ihr zum Lebensunterhalt noch zur Verfügung stand. Das Kind durfte vor allem aber nicht leiden, nicht entbehren, es gab nichts, was sie nicht gethan haben würde, um dies zu vermeiden; sie wurde es müde, an Georgetten zu appellieren und wußte nicht, wohin sie ihrem Bruder schreiben sollte. Die Angst, welche sie bei dem Gedanken empfand, daß man ihr das Kind wegnehmen könne, veranlaßte sie auch, zu zögern, wenn es sich darum handelte, das versprochene und so unregelmäßig bezahlte Kostgeld zu reklamieren.

Durieu, welchen sie in Paris nicht gesehen und der ihr ein wenig gegrollt, daß sie ihn von ihrer Ankunft nicht in Kenntnis gesetzt, war trotzdem wieder mit ihr in Korrespondenz getreten, und durch ihn wußte sie beiläufig, was Georgette in der Pariser Welt alles treibe. Der Journalist sah sie zuweilen in den Premièren, bei welchen sie wieder nach wie vor in der Loge ihres Vaters thronte und stets ebenso elegant wie umringt war; sie befand sich in einer schiefen Lage und er glaubte, daß sie darunter leide, daß sie, um sich zu betäuben, tausenderlei Thorheiten begehe; sie stand an einem steilen Abhang — man wußte, daß sie sehr verschuldet sei; trotzdem trug sie die glänzendsten Toiletten, welche viel Geld kosten mußten, und man fing an, sich die Frage zu stellen, wer sie wohl bezahle.

All das erzählte Durieu in seinen Briefen — nicht etwa in brutaler Form, aber Luise konnte zwischen den Zeilen den Ernst der Situation recht deutlich lesen. Wäre Georgette eine andere Frau gewesen, so hätte man ihr vielleicht sagen können: „Da nimm Deinen Sohn, lebe nur für ihn, denke nur an ihn, erziehe und liebe ihn!“ Man hätte vielleicht hoffen können, sie durch solche Maßregeln zu retten. Luise wußte aber recht gut, daß Georgettens Mutterliebe in der Tragikomödie ihres Lebens



Mieze im Spiegel. Gemalt von R. Epp. (Mit Text.)

nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die dumpfe Klage, welche das verlassene Kind in dem eleganten Gemache ausgestoßen, lebte als trübe Erinnerung ewig in ihrem Herzen; was sollte in dem Palast des Großvaters aus dem armen Knaben werden, welche Stelle konnte er im Herzen der Mutter einnehmen? Er würde Georgette nicht zu erwecken im stande sein, möglicherweise aber mit ihm zu Grunde gehen.

Eines Tages sah Luise, daß die Stiefel des Kleinen zerrissen seien und durchaus durch neue ersetzt werden mußten; auch war es unerläßlich, daß das Kind wärmere Kleidung erhielt als jene, welche es trug; sie zählte, wie viel sie von ihrem Monatsgelde noch erübrigen könne, sah aber, daß es kaum hinreiche, um täglich ein Stück Fleisch für den Kleinen zu kaufen; das Kind, dessen Appetit mit der zunehmenden Gesundheit wuchs, bedurfte gar dringend einer kräftigen Nahrung. — Luise verbrachte eine entsetzliche Nacht, sie wußte schon längst, was sie zu thun sich gezwungen sehen werde und der Antrag Perdriels verfolgte sie, sie mußte wieder und immer wieder an denselben denken. Was sie für sich selbst um keinen Preis gethan haben würde, das wollte sie für Camillos Knaben thun, damit diesem jede Stunde der Not und Entbehrung fern bleibe; sie hatte nur das Opfer so lange, als es irgend anging, hinausgeschoben. Der Gedanke an Perdriel verfolgte und peinigte sie, vergiftete ihr neues Glück, jene Gefühle der Mutterfreude, die nun ihr ganzes Leben erfüllten. — Zu früher Morgenstunde, bevor die Arbeiter kamen, trat sie hastig in das Bureau Perdriels, in welchem dieser sich allein aufhielt; ohne ihn zu grüßen, ohne auch nur die geringste Vorbereitung zu versuchen, um das Gespräch in milderem Tone zu eröffnen, sagte sie: „Ich sehe mich gezwungen, Geld zu verdienen; ich nehme den Vorschlag an, welchen Sie mir einst gemacht, ich werde Ihre Bücher und Ihre Korrespondenz führen, nur will ich nicht hier, sondern bei mir zu Hause arbeiten."

Perdriel blieb am Tische sitzen, während Luise bleich von der durchwachten Nacht und dem ihr grenzenlos peinlichen Schritt, aufrecht vor ihm stehen blieb. Ein breites Lächeln der Glückseligkeit, das aus seinem wonnigen Rachegefühl hervor zu gehen schien, flog über sein Antlitz dahin, er war ganz und vollkommen glückselig, spielte sich aber auf den Großmütigen und sprach, indem er sich erhob: „Mein Fräulein, Ihr Vater hat den Grundstein zu meinem Glücke gelegt, ich bin froh, seiner Tochter meine Dankbarkeit beweisen zu können; ich habe einen Buchhalter, aber ich werde ihn zu anderen Dingen verwenden. Heute abend bringe ich Ihnen sämtliche Bücher hinüber, ich sehe keine Schwierigkeit, daß Sie bei sich zu Hause arbeiten."

Perdriel hatte sich noch nie so gut ausgedrückt, man hätte meinen sollen, er habe die Sätze im vorhinein auswendig gelernt.

Eduard bekam noch am gleichen Tage neue gute Stiefel.

Das Opfer, welches sie dem Kinde brachte, machte ihr dasselbe nur noch teurer; was würde sie für ihn nicht alles gethan haben! Brachte dieses kleine Geschöpf nicht dasjenige in ihr Leben, was demselben am meisten gefehlt, ein Interesse, eine leidenschaftliche und zärtliche Neigung?

15.

Camillo Devrilliers hatte Paris in einem Zustande der Verzweiflung, in einem Zustande des unbeschreiblichen Zornes verlassen. Er, dem das Glück stets hold gewesen, der nur anzupochen gebraucht, damit sämtliche Thüren sich ihm öffneten, sah mit einem Male, wie durch seine eigene Schuld alles ihm versagte. Zu allem Ueberflusse fühlte er, daß der Schein der Lächerlichkeit auf ihm laste. Sein verliebtes Abenteuer schloß auf die allergewöhnlichste Weise. Der junge Mann suchte die Einsamkeit auf und dachte nach; wollte man sagen, daß er Reue empfand, so würde dies mit der Wahrheit nicht genau übereinstimmen, Reue gehörte nicht zu den Empfindungen einer Natur gleich der seinen, die von absoluter, fast möchte man sagen, naiver Selbstsucht war, wenn der Ausdruck „naiv" einem Manne gleich ihm gegenüber angewendet werden konnte; jedenfalls dachte er immer und überall in erster Linie an sich selbst, war aber hinreichend Künstler, um seinen Egoismus mit einer gewissen Grazie zur Schau zu tragen. Seine Selbstanbetung hatte fast den Anschein, als treibe er mit einer Gottheit Kultus; der Altar schien immer mit Blumen geschmückt, Weihrauchduft umgab ihn, er aber hielt den Kultus des eigenen Ich für einen Kultus der Kunst. Wenn Camillo in einem Roman eine bekannte Figur darstellte, wenn er sich sogar eines schon bekannten Geheimnisses bediente, weshalb hätte man darüber klagen sollen, wenn das Werk selbst nicht darunter litt? Angesichts seines gerechtfertigten Zornes legte der Romanschriftsteller ein fast aufrichtiges Erstaunen an den Tag, war er denn nicht völlig bereit, dem Publikum seine eigene Geschichte zu erzählen, wenn diese sich zufällig gut angehört haben würde? Er dachte allen Ernstes daran, nur würde er das kleine Intermezzo mit dem Polizeikommissär ausgelassen haben. Häufig machte er nun auch Betrachtungen über sein eigenes Schicksal und kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß, da Georgette nie aufgehört hatte, ihn zu lieben, da er sie rechtschaffen wußte — er sie vielleicht einigermaßen hätte ummodeln können, wenn er Energie an den Tag gelegt und an ihr gutes Herz, an ihren gesunden Menschenverstand appeliert haben würde. — Mit der Zeit hätte er sie vielleicht dazu gebracht, ernsthafter, frauenwürdiger zu werden, aber seiner eigenen Natur widerstrebte jede entschiedene Handlungsweise; auch waren mit dem steigenden Erfolge die Versuchungen viel mächtiger an ihn herangetreten und das Leben des Gatten hatte sich immer mehr und mehr von jenem der Frau getrennt. Für den Augenblick hatte er nur einen einzigen Gedanken: niemanden zu sehen, sich um nichts zu bekümmern, was vorgeht, sich in Vergessenheit geraten zu lassen. — Er gab einem Freunde seine Adresse, welcher ihn nach Paris zurück berufen sollte, wenn es nötig sei, Briefe wollte er aber später erhalten. Er durchreiste Italien, ohne sich irgendwo aufzuhalten, und fand endlich in Capri ein stilles, lauschiges Nest. Dort, in einem alten Kloster, welches man in eine Herberge umgewandelt hatte, blieb er zwei Monate lang, ohne daß die Hitze, welche durch die uralten, dicken Mauern nicht zu dringen vermochte, ihn gestört hätte. Er arbeitete viel und die Ruhe that ihm wohl. Jetzt endlich ließ er sich seine Briefe kommen; unter denselben fand er auch die wenigen Zeilen Luisens. Das Datum war schon so alt, daß es Camillo Verlegenheit bereitete, antworten zu sollen, und deshalb unterließ er es ganz, aber es war ihm angenehm, sich denken zu können, daß sein Kind bei seiner Schwester sei. Seine Vaterschaft hatte ihn bis nun noch wenig bekümmert. Eduard war ein kränkliches, ängstliches Kind, mit dem er wenig Ehre einzulegen glaubte. Auch hatte er in dem Strudel des Lebens, welches er führte, nicht die Zeit gehabt, sich mit dem Kleinen zu befassen. Trotzdem empfand er einige Rührung, wenn er des Kindes gedachte; er erriet, daß die Tante den Kleinen anders pflegen und lieben werde wie Georgette.

In der Frauenverachtung, welche Camillo momentan kultivierte, wirkte Luisens Bild störend auf seine Theorieen. Nein, sie, das gute Mädchen, war weder frivol, noch eigensinnig oder egoistisch. Sie hatte immer nur einen einzigen Gedanken gehabt — sich aufzuopfern! Und wie war sie dafür belohnt worden?

Camillo errötete, wenn er an Luise dachte, er hatte weder die Muße, um sie zu lieben, noch den Mut, ihr ein Glück zu sichern, aber er beklagte sie, und im tiefsten Innern klagte er sich wohl auch an. Und für Camillo Devrilliers war das viel. Unter den Briefen, welche in die beruhigende Einsamkeit seines Insellebens drangen, befand sich auch einer, der den Wunsch in ihm wach werden ließ, noch weiter zu leben. In dem Augenblicke, in welchem sein Roman „Diana" das Gespräch des Tages bildete, hatte ein Theaterdirektor ihm den Vorschlag gemacht, das Stück zu dramatisieren. Camillo selbst hatte sich zu diesem Zwecke einen Mitarbeiter gewählt, aber in dem Momente, in welchem er das Weite gesucht, war an der Arbeit noch nichts Wesentliches geschehen. Nun berief man ihn eiligst nach Paris; das Stück war nahezu vollendet, der Direktor beabsichtigte, es im Herbst zur Aufführung gelangen zu lassen. — Eine Woche später konnte man Camillo wieder auf den Boulevards umherlungern sehen, suchte er seine Freunde auf, es begann für ihn wieder das alte Pariser Leben. Seine Angelegenheit war schon sehr weit vorgeschritten; es handelte sich jetzt darum, den Leuten zu imponieren, mit der entsprechenden Unverfrorenheit aufzutreten. Ueberdies war die Gesellschaft noch da und dort zerstreut und er lief nicht Gefahr, seiner Frau zu begegnen. Er ließ sich somit im Quartier Latin nieder und dachte nur mehr an seine Arbeit. Dank seinem Talente und dem Erfolge, welcher diesem zu teil ward, würde er schon die Lacher auf seine Seite bekommen. Und überdies — wer weiß — vielleicht, wenn Georgette sah, wie er auf der Bühne triumphiere, wie er im Roman triumphiert habe, trug der Stolz, seinen Namen tragen zu dürfen, den Sieg davon über allen berechtigten ehelichen Groll; vielleicht würde Georgette verzeihen? Was ihn anbelangte, so hatte er sie in der Einsamkeit, unter dem schönen, sonnigen Himmel Italiens so sehr vermißt, so innig erneut lieben gelernt.

Gleich allen Romanschriftstellern besserer Kategorie hatte Camillo seit seinen ersten Erfolgen bereits die Theatersucht kennen gelernt, er hatte sogar selbst eine Komödie geschrieben, die jedoch trotz des wohlbekannten Namens des Autors zurückgewiesen worden war; die Einstimmigkeit der schwarzen Kugeln hätte ihn warnen sollen, aber die Sache gestaltete sich in diesem Falle ganz anders; ein in der Herrichtung von Theaterstücken sehr geschickter Mitarbeiter bemächtigte sich der „Diana" und entschloß sich, dieselbe so zu kleiden, daß sie für die Bretter tauge. In dem Roman gab es eine wahrhaft dramatische Situation; der Autor schloß daraus, daß diese genüge, um einen wahren Theatererfolg zu erzielen; im Geiste sah er schon, daß die Personen sich zu Gestalten von Fleisch und Blut ummodelten, daß sie vor seinen Augen lachten, weinten, sich überhaupt fünf Akte hindurch wie lebende Menschen bewegten; schon hörte er den Beifallssturm, welcher den Autor begrüßt, der Erfolge aufzuweisen hat.

Und dank diesem köstlichen Eitelkeitskitzel richtete Camillo sich alsbald auf. Was hatte eine niedrige Intrigue, eine ganz gewöhn-

liche Geschichte neben seinem Künstlerruhm zu thun? Im Kontakte mit der Theaterwelt, welche er zum ersten Male aufsuchte, versanken die Ereignisse des Frühlings nach und nach in nichts, verloren sie vor allem ihre Bedeutung; bot man ihm deshalb jetzt weniger die Hand, geizte man jetzt mehr mit Lobsprüchen und Schmeichelreden? Die Zeitungen fingen an, von der „Diana“ zu reden, die Reklame machte sich da und dort bemerkbar, man rühmte den außerordentlichen Luxus der Inscenierung, die ungewöhnliche Honorarspende, welche der Direktor dem jungen Autor bot; kurzum, es geschah alles, was zu geschehen hatte, wenn es gilt, einem Stücke einen glänzenden Erfolg zu sichern.

Was ihn unter diesen Umständen besonders beschäftigte, das war die Stellung, welche sein Schwiegervater in Bezug auf ihn einnehmen werde; bis jetzt hatte der „Bourdon“ seine laute Stimme noch nicht erschallen lassen, und doch fühlte sich Camillo nicht beruhigt. Er sollte bald einsehen, daß er mit Recht ängstlich gewesen sei.

Der erste Ausfall kam nicht vom „Bourdon“ selbst, es wäre dies nicht geschickt gewesen; die Geschichte der Devrilliers war noch eine zu neue, als daß man in derselben nicht die Rache des Schwiegervaters gesehen haben würde; aber Combes-Vilaret, dessen Einfluß ein mächtiger war, hatte unter den Herren der Presse viele Freunde, viele Schmeichler. Es war erst kürzlich eine Zeitung ins Leben getreten, zu deren bedeutsamsten Aktionären er gehörte; diese Wochenschrift veröffentlichte ein großes Bild Camillo Devrilliers; der Autor des Artikels, welcher dem Bilde beigegeben, war ein Mann von Talent, der nie ein Resultat erzielte, weil er faul war wie ein Lazzarone und nur dann arbeitete, wenn der Hunger an ihm nagte; in diesem Falle schrieb er aber geistsprühend und mit großer Lebhaftigkeit. Der Artikel war vom ersten bis zum letzten Wort nichts als ein Herunterreißen, aber dasselbe verbarg sich hinter so hübschen Phrasen, hinter so boshaftem und zweifelhaftem Lob, daß man der Sache nichts anhaben konnte. Der Artikel schloß durch seine Ironie, die sich an die Adresse jener Romanschriftsteller richtete, die dramatische Autoren werden wollen, doppelten Vorteil zu erzielen bestrebt sind, praktische Leute, die sich den Anschein der Poesie zu geben verstehen und dabei doch ebensoviel wie der Eßwarenhändler aus der nächsten Straße die Geldfrage in Erwägung ziehen.

Der Artikel hatte außergewöhnlichen Erfolg; fast gleichzeitig, während die Proben für die Aufführung der „Diana“ bereits begonnen hatten, machte die Notwendigkeit namhafter Aenderungen sich bemerkbar — und die Première wurde verschoben. Man ging sogar so weit, zu behaupten, daß das Stück unmöglich sei und daß die Direktion im Einverständnisse mit den Autoren es nicht zur Aufführung gelangen lassen werde; boshafte Notizen wurden in diesen und jenen Blättern gelesen; der „Bourdon“ blieb seinem Prinzipe des absoluten Schweigens treu — für ihn bestand weder die Diana noch ihr Autor; man fand, daß Combes-Vilaret sich in der ganzen Angelegenheit äußerst mäßig und würdevoll benehme.

Je mehr Camillo sich von Böswilligkeit und Widerstand umgeben sah, desto erpichter war er auf die Aufführung seines Stückes; freilich hätte er bei dem anfangs aus Zuvorkommenheit und schmeichelhaften Worten zusammengesetzten Direktor bald Tag für Tag eine sich steigernde Kälte bemerken können, welche sich mit der außerordentlichen Fleißabnahme der Darsteller paarte, aber er wollte nichts hören und nichts bemerken, und als man ernsthaft davon sprach, daß die „Diana“ vielleicht doch nicht aufgeführt werde, predigte man damit tauben Ohren. Sein Stück war, nach seinem Dafürhalten wenigstens, reich an allerliebsten Scenen, und ganz Paris würde zweifelsohne von derselben entzückt sein.

Endlich, beiläufig in der Mitte des Winters, wurde die erste Aufführung angekündigt. Camillo war sehr nervös, reizbar, mit seinem Mitarbeiter halb und halb verfeindet im Verkehr mit dem Direktor und den Schauspielern sehr abgekühlt und nicht wenig verstimmt.

Durch das Guckloch des Vorhanges sah er sich gerade gegenüber, in der Loge des „Bourdon“, seine Frau in großer Toilette, etwas bleich, offenbar auch nervös, aber schöner denn je. Hinter ihr stand ihr Vater; die Loge war der Mittelpunkt, auf welchen sich alle Operngläser und Lorgnetten richteten. Georgette plauderte zu viel, bewegte sich auch allzu lebhaft hin und her, hielt aber mutig alle auf sie gerichteten Blicke aus. Wenn auf der Scene ein herzbewegliches Drama sich vielleicht auch abspielen sollte, im Saale selbst bot sich dem verwöhnten und blasierten Premièren-Publikum ebenfalls ein solches.

Camillo sah Georgette heute zum ersten Male, seit jene Scene sich zwischen ihnen abgespielt. Durch seine Arbeit und durch die Proben lebhaft in Anspruch genommen, war der junge Mann bisher fast gar nicht ausgegangen, hatte er noch niemanden aus ihrem gemeinsamen Bekanntenkreise zu Gesicht bekommen, hatte er nicht einmal seine Frau gesehen. In seiner Nähe sprach man natürlich nicht von ihr; mehr denn einmal war er versucht gewesen, zu Durieu zu gehen, um an diesen Fragen zu stellen, um seinen Rat zu begehren, aber er hatte es nicht gewagt. Jetzt sah er den Kritiker auf seinem gewöhnlichen Platze sitzen, auch er erhob sich zuweilen, um sein Opernglas durch das menschenüberfüllte Haus schweifen zu lassen; mit Vorliebe blieb dasselbe an der Mittelloge haften. Der Direktor mußte Camillo auf die Schulter klopfen, um ihn seinen Betrachtungen zu entreißen; es sollte begonnen werden. Als der Direktor den Autor, der ziemlich siegesbewußt war, so bleich und niedergeschlagen sah, lachte er höhnisch auf: „Aha, die Furcht scheint sich bemerkbar zu machen und doch wäre jetzt eigentlich der richtige Augenblick, um den gehörigen Mut an den Tag zu legen — wir beginnen!“

Camillo starrte den Mann ganz verblüfft an, ohne ihn zu verstehen; er hatte ein solches Bedürfnis nach Aussprache, daß er ihm am liebsten zugerufen haben würde: „Aber, nein, nein, ich kümmere mich ja gar nicht um mein Stück; wissen Sie denn nicht, daß meine Frau hier zugegen ist, daß sie noch nie schöner ausgesehen hat als heute, daß ein jeder außer mir das Recht hat, sie zu bewundern.“

Er hatte noch gerade den hinreichenden Aufwand von Selbstbeherrschung, um die Lippen aufeinander zu beißen und — zu schweigen. Im Hintergrunde seiner kleinen Proscéniumsloge zusammengekauert, wohnte er dem Niedergange seines Stückes bei.

Der Mißerfolg war ein vollständiger, unabänderlicher, grausamer. Wenn ein bekannter Autor einen derartigen Fall bei offener Scene erlebt, wittert man meist irgend eine Kabale; aber es ist höchst selten, daß diese ein wahrhaft gutes Stück unmöglich macht, oder einem mittelmäßigen zum Erfolge verhilft. Sogar das gefürchtete Premièren-Publikum läßt sich häufig von dem Magnetismus der Darstellung hinreißen — es weint oder lacht — und kein noch so entscheidendes Befehlshaberwort wird jemals bewerkstelligen, daß es dort lacht, wo es weinen sollte, und umgekehrt.

Bei Camillo Devrilliers Niedergang herrschte bis zu einem gewissen Grade allerdings die Kabale; das Publikum war merklich schlecht gestimmt und die Eifersüchtelei der Berufsgenossen hatte dabei nicht wenig mitzuspielen; man ist gegen allzu raschen Erfolg gar so leicht eingenommen. Das Publikum, selbst jenes, welches nicht aus Nebenbuhlern besteht, wird durch unerhörten Erfolg leicht gereizt und verspürt keine üble Lust, demselben zu entsprechender Demütigung zu verhelfen. Die Eifersucht spielt im Leben eine große Rolle, auch dort, wo sie gar keine Veranlassung hat, zu bestehen.

Die Gelegenheit, sich an Camillo Devrilliers für die so rasch vergriffenen Auflagen seines Romanes zu rächen, war gut; alles, was in der Erzählung effektvoll wirkte, schwächte sich in der Scene ganz ungeheuer ab; die schwere, ungeschickte Hand seines Mitarbeiters hatte den Schmetterling vernichtet; die reizenden Einzelheiten der feinen Charakter-Analysierung, die episodenhaften Scenen, welche der Autor nicht hatte streichen wollen, ergaben eine schwerfällige Handlung, eine unerträgliche Breite der theatralischen Aufführung; die harmonische, reine und sehr poetische Sprache war an sich durchaus nicht diejenige, welche man im Theater redet; die pathetischen, im Romane lang vorbereiteten, mit staunenswerter Kunst durchgeführten Scenen machten sich auf der Bühne, da sie ungeschickt gefügt waren, lächerlich, anstatt pathetisch zu sein; ein mühsam unterdrücktes Lachen, ein leises Flüstern gab das Signal zu einem tumultuarischen Protest.

In diesem, von vornehmem Publikum besuchten Schauspielhause hatte man es noch nie erlebt, daß ein Stück in so brutaler Weise unmöglich gemacht wurde; der letzte Akt wurde angesichts der eisigen Gleichgültigkeit eines halb leeren Hauses zu Ende gespielt.

Nur die Loge des „Bourdon“ blieb besetzt. Georgette weigerte sich eigensinnig, das Haus zu verlassen. Was mochte in ihr vorgehen? Sie blieb kalt und sehr bleich, antwortete aber doch denjenigen, welche zu ihr sprachen und trotzte mutig den Blicken des ganzen Saales; zweifelsohne gedachte sie des Unglücklichen, welcher unter diesem Niedergange so schmerzlich leiden mußte, gedachte sie des Mannes, den sie unter der geringfügigsten, tadelnden Bemerkung, die sich in die übertriebenen Lobsprüche mit eingeschlichen hatte, an die er gewöhnt war, grenzenlos hatte leiden sehen. Er, der Verwöhnte, Angebetete, der Liebling der Frauen, hatte Tadel nie zu ertragen vermocht. Sie wußte recht gut, was jetzt alle Zeitungen sagen würden; sie wußte, daß der Erfog von einst die gegenwärtige Niederlage nur umso empfindlicher machen werde.

Georgette war in dem Taumel, durch welchen sie sich zu zerstreuen suchte, nicht sehr glücklich gewesen; sie hatte mehr denn eine Demütigung erfahren, ja sogar manchen Schimpf über sich ergehen lassen müssen. Vielleicht wurde sie eben dadurch empfänglicher für das Leid eines anderen, sogar für das selbstverschuldete Leid. Als sie am Arme ihres Vaters hocherhobenen Hauptes die Loge verließ, schweifte ihr Blick forschend über die Menge dahin, als suche sie in derselben denjenigen, von welchem sie doch recht gut wissen mußte, daß er nicht unter dieser Schar von Neugierigen, Gleichgültigen und müßigen Gaffern sein könne.

16.

Am Tage nach der verhängnisvollen Première verzehrte Combes-Vilaret, stolz wie ein Pascha, seine Chocolade; ein Schlafrock

von greller Farbe umfloß seine Gestalt, während er mit einer gewissen Spannung die Spalten des „Bourdon“ durchlas; das beharrliche, fast eigensinnige Schweigen des Blattes hatte endlich notgedrungen gebrochen werden müssen; man besprach stets jedes neu aufgeführte Stück und konnte somit zu Gunsten der „Diana“ keine Ausnahme machen. Das große, runde Gesicht des Direktors strahlte vor Vergnügen; der nach der Generalprobe geschriebene Artikel, welchen er am Vorabende gelesen, war nach der Vorstellung nochmals revidiert und derselben angepaßt worden; er klang nicht mehr wie ein strenges Urteil, sondern es war ein freudiger und wilder Triumph; die geistreichen Worte, die beißende Ironie, der hohnvolle Spott, die grausame Sieghaftigkeit eines Mannes, welcher sich an dem Niedergange seines Nächsten freut, trat nun schamlos zu Tage.

„Der Schreiber dieses Artikels hat wirklich ein namhaftes Talent“ — sagte sich Combes-Vilaret — „ich werde seinen Gehalt erhöhen. Pah, wozu das? Wenn er schon unter den gegenwärtigen Bedingungen so Tüchtiges leistet.“

Georgettens Vater hatte kaum den Artikel über die abendliche Theatervorstellung beendet, als die Thür geräuschvoll aufgerissen wurde und Georgette bei ihm eintrat. In der Hand hielt sie eine Nummer des „Bourdon“, offenbar hatte sie sich auch nicht die Zeit genommen, Toilette zu machen, um bei ihrem Vater einzutreten. Ihr prachtvolles Haar fiel wirr auf ihre Schultern und Arme herab, ein weißer, mit Spitzen besetzter Frisiermantel umhüllte ihre schönen Glieder. Nie hatte sie prächtiger ausgesehen, als in diesem Augenblicke, in welchem der Zorn ihren Augen außergewöhnlichen Glanz verlieh und ihre Lippen vor Bewegung zitterten.

Combes-Vilaret, der über das unerwartete Erscheinen seiner Tochter sehr erstaunt war, murmelte vor sich hin: „Alle Wetter, sie ist schön, meine Tochter!“

„Mein Vater!“ rief die junge Frau, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen: „Ich werde sofort mit Dir sprechen!“

„Ich habe jetzt keine Zeit für Dich,“ erwiderte Combes-Vilaret, „was Du mir zu sagen hast, kannst Du mir auch noch beim Gabelfrühstück mitteilen!“

„Ich werde Dir sofort davon Mitteilung machen, wenn Du es gestattest; Du magst überzeugt sein, daß ich Dich nicht lange aufhalte!“

„Nun, so sprich.

„Wie es Dir beliebt, umsomehr, als ich es in die ganze Welt hinausschreien möchte. Du wirst und mußt den Schändlichen sofort entlassen, welcher diesen Artikel geschrieben hat!“

Der gewöhnliche Staar (Sturnus vulgaris) und der Einfarbstaar (Sturnus unicolor) (Mit Text.)

Und mit einer vor Zorn zitternden Hand wies sie auf die Beschreibung der gestrigen „Diana“-Vorstellung.

Combes-Vilaret aber lachte laut auf.

„Ah, pah! Nun willst Du Dich auch noch in die Angelegenheiten der Zeitung mengen, nachdem Du in jenen meines Hauses bereits eine größere Rolle gespielt hast, als Dir gebührt? Ich überlegte noch hin und her, auf welche Art ich das Vergnügen belohnen soll, das ich durch den Artikel meines dramatischen Kritikers empfunden habe; Du hast mich zur Entscheidung gebracht, von heute an erhöhe ich seinen Gehalt!“

„Weil er Dein Blatt entehrt hat, weil dank seinem unerhörten Artikel man in ganz Paris sagen wird, daß ich mich an meinem Gatten gerächt habe, indem ich ihn durch die Söldlinge meines Vaters angreifen, vernichten ließ? Nein, es ist nicht denkbar, daß Du eine solche Niedrigkeit begehst!“

„Du täuschest Dich, meine Beste, und da Du selbst eine Erklärung heraufbeschworen, bin ich gerne bereit, dieselbe abzugeben. Glaubst Du, ich hätte gestern abends nicht in Deinen Zügen alles verfolgt, was in Dir vorging? Man brauchte nicht außerordentlich scharfsichtig zu sein, um darin zu lesen, daß Du Deinen nichtsnutzigen Gatten beklagst, daß es Dir leid thut, nicht mit ihm vereint zu sein!“

„Ich beklage ihn allerdings, weil er unglücklich ist.“

„So sind die Frauen, Du solltest vielmehr Dich dessen freuen, darüber glücklich sein, triumphieren, ein Siegesgeschrei anstimmen, wie ich es thue. Wir haben Deinen Camillo schön zugedeckt, dessen könntest Du nun nachgerade schon überzeugt sein; der „Bourdon“ hat ihn erfunden, hat seinen Ruf begründet, den Ruf des kleinen Mannes, welcher sich wirklich einbildet, etwas zu sein; nicht mehr als recht und billig, daß auch der „Bourdon“ es sei, welcher ihn in sein Nichts zurückversinken läßt. Wir wollen sehen, was von ihm übrig bleibt — es dürfte dies nicht mehr sein, als die Asche einer Cigarrette, die man bis zum letzten Zuge ausgeraucht hat. Pah, ein Hauch, und selbst diese Asche ist fortgeblasen — paßt Dir das nicht, so magst Du es lieber gleich unumwunden aussprechen.“

„Nein, es paßt mir nicht, ich will nicht, daß Du Dich herbeiläßt, ein so häßliches Handwerk durchzuführen. Ich will es nicht, hörst Du wohl?“

„Wer erlaubt sich hier, in meinem Hause, „ich will“ oder „ich will nicht“, zu sagen?“

„Ich, Deine Tochter, die Gattin Devrilliers!“

„Weißt Du was, meine Kleine, Du magst die erste dieser Bezeichnungen aus Deinem Leben streichen — sei immer die Gattin Devrilliers, der Dich verließ. — Was aber den Umstand betrifft, daß Du meine Tochter bist, so kann ich Dir die Versicherung geben, daß ich meine Vaterfreuden bis zum Ueberdrusse genossen. Du bist eines schönen Tages zu mir gekommen und batest um ein Almosen, batest um Aufnahme in mein Haus; ich bin zu gut, zu schwach, und willfahrte Deinem Begehr; aber anstatt bescheiden das Gnadenbrot zu verzehren, welches ich Dir stets gewährt haben würde, nimmst Du das ganze Haus ein, läßt Du Dir als Almosen durch den Notar — denn Du bist ein schlaues, kleines Ding — eine halbe Million sicherstellen, und diese Summe genügt Dir noch immer nicht. Du hast mehr Schulden als Einnahmen, und der gute, liebe Vater soll immer dazu da sein, um die Schulden zu bezahlen und die Einnahmen zu erhöhen. Du hattest einen Gatten und ich dachte und hoffte, durch ihn mich Deiner für immer entledigt zu haben — nun kommst Du zu mir zurück, bist Du weder Frau noch Mädchen, dafür aber verschwenderischer und launenhafter denn je; es scheint, daß ich in meinem eigenen Hause nicht mehr der Herr sein soll.“

„Vater, ich sehe wohl, was Du erreichen willst!“

„Ah, wirklich? Dein Scharfblick, an welchem ich zu zweifeln anfing, macht Dir alle Ehre!“

„Ich werde fortgehen, fürchte nichts. Ich werde allsogleich Dein Haus verlassen; verzeih’, daß ich Dir so lange im Wege war. Ich lebte in dem Wahne, daß Du mich doch ein klein wenig lieb haben könntest; ich sehe, wie sehr ich mich getäuscht.“

Trotz aller Mühe, welche sie sich gab, sich zu beherrschen, zitterte Georgettens Stimme ein wenig.

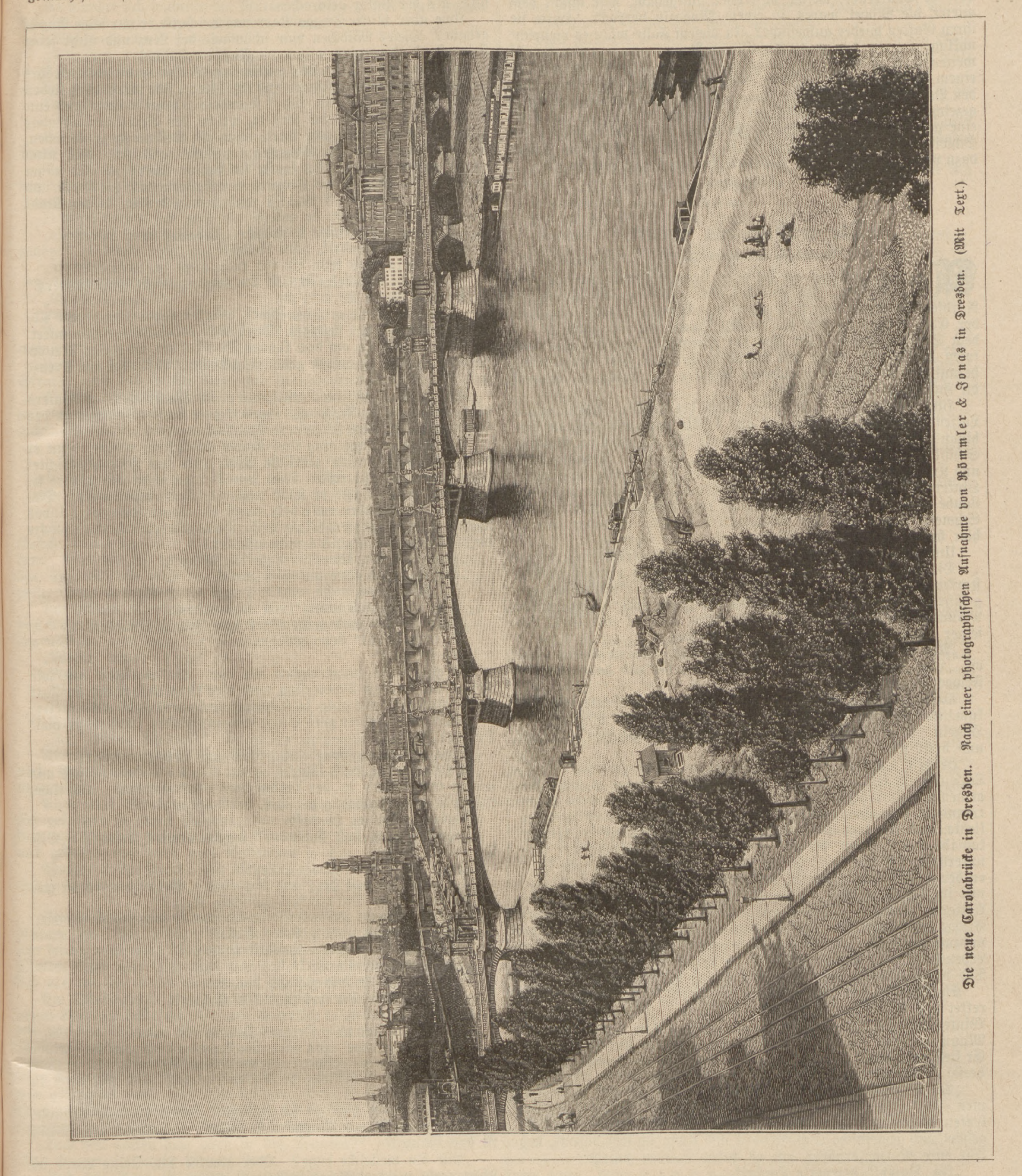
„Ich hätte nichts Besseres verlangt, als Dich als Tochter gern haben zu können, nur hättest Du in Deinen Forderungen einigermaßen vernünftig sein müssen.“

„Ja, aus weiter Ferne — Du sollst zufriedengestellt werden, mein Vater, Du sollst mich von weitem lieben, auch ohne daß es Dich etwas kostet!“

Beinahe im Laufschritt verließ sie das Zimmer. Combes-Vilaret blickte ihr nach, zuckte die Achseln und murmelte: „Pah, sie wird schon wieder kommen.“ Er glaubte ihr eine Lektion erteilt zu haben, welche sie schon längst verdient; vielleicht war dieselbe

etwas brutal ausgefallen. Im Grunde genommen gab es in diesem, durch das Leben hart gewordenen Herzen doch einen kleinen Fleck, welchen die Tochter einnahm, deren Schönheit ihm stets alle Ehre gemacht, die sein Haus oftmals erheitert hatte. Seit einiger Zeit

Zur Speisestunde hatte der Chefredakteur des „Bourdon" die am Morgen stattgehabte Scene nahezu vergessen und war sehr überrascht, daß nur ein Gedeck aufgelegt war. — „Speist Frau Devrilliers auswärts?" fragte er den Diener, welcher servierte.



Die neue Carolabrücke in Dresden. Nach einer photographischen Aufnahme von Römmler & Jonas in Dresden. (Mit Text.)

aber war es ihm vorgekommen, als ob sie sich zu behaglich fühle, als ob ihre Launen höchst kostspielig seien; er selbst brauchte viel Geld und er besaß dasselbe nicht immer ganz nach Wunsch. Er wollte ja gerne großmütig sein, wenn es ihm kein Opfer kostete und seine eigenen Launen stets vollste Befriedigung fanden.

„Aber, gnädiger Herr," stammelte dieser ganz verblüfft, „Frau Devrilliers ist abgereist, sie hat ihre Effekten packen lassen, ich mußte einen Wagen rufen und sie bestieg denselben mit Fräulein Justine, ihrer Kammerfrau."

„Ah!"

Sein großes Haus dünkte Combes-Vilaret während einiger Tage doch etwas einsam, umsomehr, als er sich eines gewissen Gefühls banger Unruhe nicht zu erwehren im stande war. Wo mochte Georgette sein und was trieb sie fort? Die Wohnung auf dem Boulevard de Courcelles, welche sie früher innegehabt, war längst vermietet, die Möbel waren in einem Magazin verpackt. Hatte sie ihren Gatten wieder aufgesucht? In diesem Falle wäre es vielleicht unklug gewesen, den gegen Camillo in Angriff genommenen Kampf weiter durchzuführen; sein Schwiegersohn war Combes-Vilaret mit einem Male höchst antipathisch, denn er hegte schon seit einiger Zeit den Verdacht, daß er ihn im Auge gehabt, als er einen Finanzmann gezeichnet, der etwas anrüchiger Natur war und in der „Diana“ eine große Rolle spielte. Sollte der Mann jetzt plötzlich wieder sein Schwiegersohn werden, dann hätte man ihm ja auch von neuem dazu verhelfen müssen, ein moderner Romanschriftsteller zu sein.

(Schluß folgt.)

Die Söhne des Lotsen.

Erzählung von Carl Cassau. (Nachdruck verb.)

Malerisch verstreut am Strande liegen die sauberen Häuschen von Sikkum. Zur Zeit der Flut plätschern die Wogen der Nordsee ihr monotones Lied gegen den kiesigen Strand, zur Zeit der Ebbe reichen sie nur bis zu den Dünen, die sich schützend vor dem Strande lagern. Zur Zeit der Springflut und des Sturmes tosen die Wogen jedoch mit rasendem Schwall über den Strand herauf bis zu den dicken eichenen Pfählen, an denen zur Notzeit die Fahrzeuge festgekettet sind.

Hier lag auch das nette, kleine Haus des starken, heldenmütigen Lotsen Knut Hansen; von ihm aus blickte man weit auf die See hinaus. Nahebei war das Stationshaus des „Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger“ erbaut; dicht dabei lag das große Rettungsboot, und Knut Hansen war einstimmig zu dessen Führer ernannt worden. Hinter dem Hause befand sich ein Gärtchen mit Blumen und einer Laube aus Bohnen, an deren Ranken rote Blüten gleich purpurnen Schmetterlingen auf und abschwankten. — Im Sommer war es hier himmlisch schön, im Winter einsam und schaurig.

Und doch wohnte im Häuschen das reinste Glück!

Die Hausgenossen bestanden aus Vater Knut, einem großen, starken Manne mit echt nordischem Typus, seiner treuen Lebensgefährtin Frau Tilda, seinen Zwillingssöhnen, zwei jungen, starken Männern, die ihrem Vater ähnlich sahen, Hendrik und Uwe, und seiner liebreizenden, brünetten Tochter Frigga.

„Als sie in unsern Familienkreis trat,“ erklärte Vater Knut oft, „war sie schon so lieblich wie der Lenz, deshalb haben wir sie Frigga taufen lassen!“

Tiefer ins Land hinein lagen die andern Grundstücke von Sikkum, manche auch dicht am Strande, aber auf hohen Wurften oder Hügeln. Die Familie Knut Hansen war hochangesehen und weit und breit sehr geachtet.

Hendrik und Uwe halfen dem Vater im Fischergewerbe und als Lotsen, auch fehlten sie nie im Rettungsboot, wenn es galt, den armen Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen. Beide waren stets unzertrennliche Genossen; machte sich aber Uwe, wie er es zuweilen liebte, mal frei von aller Gesellschaft, so saß Hendrik bei Frigga, las ihr aus Büchern, die er mit aus der Stadt gebracht, vor, oder unterhielt sich mit ihr. Schon als vierzehnjähriger Knabe hatte er der sechs Jahre jüngeren Schwester gern Muscheln gesucht und mit ihr sinnig gespielt, während Uwe auf den Fahrzeugen umherkletterte, oder den Schiffern und Fischern zuschaute. — Wehe, wer Frigga etwas zu leide gethan, denn die Zwillinge waren jetzt vierundzwanzig Jahre alt, Frigga aber vollendete bald ihr achtzehntes Lebensjahr. So lagen die Dinge im Hansen'schen Hause, als der Tod darin plötzlich eine große Aenderung hervorbrachte.

Knut Hansen, der bereits siebenundsechzig Menschen das Leben gerettet und dessen Brust drei Medaillen zierten, hatte sich mitten im Wintersturm bei einer Rettungsarbeit stark erkältet. Der hünenhafte Mann sank aufs Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Er ließ den Pastor kommen und sich das Sakrament reichen, dann berief er durch die weinende Gattin die Kinder zu sich an sein Lager.

„Meine Söhne,“ sagte er mühsam, „meine Stunde ist gekommen, bald stehe ich vor Gott. Da möchte ich euch noch meinen letzten Willen mitteilen. Dieses Haus mit allem, was darinnen ist, gehört euch gemeinschaftlich, Hendrik und Uwe; ich setze voraus, daß Ihr eure Mutter ernährt, wie es guten Söhnen zusteht.“

„Ja, Vater!“ beteuerte Hendrik.

Uwe nickte nur, er war der Mutter Liebling.

„Was nun Frigga betrifft,“ fuhr der Kranke fort, „so vernehmt ein Geheimnis: Frigga ist nicht eure Schwester, sondern unser Pflegekind! Erzähle Du, Tilda; meine Kraft reicht nicht aus!“

Frigga glitt am Bette nieder und schluchzte: „O Vater, Vater!“

„Ja, ich bins und bins gewesen,“ murmelte der Kranke und streichelte ihr dunkles Lockenhaar, „aber höre auch Du, was die Mutter sagt!“

Ein verklärendes Entzücken durchleuchtete Hendriks schönes Gesicht, als der Vater gesprochen.

Uwe aber blickte Frigga starr an: wo hatte er nur seine Augen gehabt? Dieses Mädchen war schön wie der Lenz und nicht seine Schwester! Jetzt gingen ihm die Augen erst auf!

Mutter Tilda nahm des erschöpften Gatten Hand zwischen ihre von der Arbeit harten Finger und erzählte: „Ihr waret eben sieben Jahre alt, als hier ein Schiff strandete. Knut rettete nur eine Dame, ihr Kind und eine Kassete, welche der Geretteten offenbar gehörte. Aber die Fremde starb, ohne zur Besinnung zu kommen, die ihr sofort nach der Bergung ein Fieber geraubt. Das Kind — ist unsere Frigga! So taufte sie Pastor Svendson. Er nahm auch ein Verzeichnis des Inhalts der Kassette auf, die Gold und edle Steine enthielt. Frigga ist reich genug, drüben in der Stadt leben zu können, wenn sie will!“

„Nein, nein,“ rief die Weinende, „behaltet mich hier!“

„Ja,“ sagte Hendrik, „Du bleibst!“

„Und mein Geld teile ich mit euch, nicht so, Mutter?“

Frau Tilde streichelte sie: „O Du gutes, goldiges Mädchenherz!“

Hendrik blickte sie stolz an.

„Und nun reicht mir die Hand, alle,“ mahnte Knut, „der Abschied kommt!“ Am selbigen Abend war er hinübergeschlummert.

Man begrub ihn auf dem kleinen Dorfkirchhof, wo einige Trauerweiden, vor dem Seewinde geschützt, gediehen, sonst aber nur Kreuze und Steine standen.

Trauer herrschte im Lotsenhause; als Nachfolger des Vaters aber ernannte die Regierung Hendrik zum Lotsen und Führer des Rettungsbotes, Uwe zu seinem Stellvertreter. — — — — —

Seit diesem Tage ging Uwe finster und allein umher, denn er zürnte Hendrik, dessen zärtliche Blicke, die auf Frigga gerichtet waren, er wohl bemerkte. That sein Bruder nicht, als gehöre sie demselben an? Hatte er selbst nicht gleiche Rechte an sie? Das Blut der Nordländer rollt heiß durch die Adern, dasjenige Uwes war in ganz besonderem Maße heiß. Nein und nein, Hendrik durfte diese schöne Mädchenblüte nicht pflücken!

„Was hast Du, Uwe?“ fragte die Mutter.

„Nichts!“ gab Uwe mürrisch zurück.

„Ist Dir etwas nicht recht?“ fragte Hendrik.

„Ach, quält mich nicht!“ rief er unwirsch.

„Habe ich Dir weh gethan?“ fragte Frigga schüchtern.

„O, nein, nein!“ beteuerte er.

„So sei gut!“

Es ging dann einigermaßen mit ihm. Als aber Uwe sah, wie Frigga am Grünen Donnerstag nach dem Gottesdienst mit Hendrik zu des Vaters Grabe ging, da ballte er zornig die Hände und murrte:

„Das geht nimmer gut! Einer von uns beiden ist hier zu viel! Er oder ich!“

Diese Stimmung wurde tagsüber noch vermehrt düster.

Am Karfreitag früh läutete es zur Kirche. — Hendrik saß mit seinem Gesangbuch in der kahlen Laube des Gartens, als Uwe, ebenfalls zum Kirchgang gerüstet, herauskam.

Finster grüßte er Hendrik.

„Mensch, was hast Du nur?“ fragte Hendrik besorgt. „Bist Du krank?“

„Ja!“ entgegnete Uwe. „Hier!“

Er zeigte auf das Herz und fügte bei: „Meinst Du, es sei mir gleichgültig, wenn Du mit Frigga schön thust?“

Hendrik erschrak. „Warum sollte ich nicht?“ fragte er bescheiden.

„So? Habe ich nicht gleiches Recht?“

„Du liebst sie?“ fragte Hendrik tonlos.

„Ja, gerade so wie Du!“

Hendrik errötete und gestand dann:

„Ja, bei Gott, Du sprichst die Wahrheit!“

Es klang feierlich.

Hier öffnete sich leise Friggas Fenster ein wenig.

„Nun,“ fuhr Uwe rauh fort, „so kann es nicht bleiben! Einer kann nur die Braut besitzen! Drum schlage ich vor, wir würfeln darum, wer der Glückliche ist, der andere geht ohne ein Wort in die Fremde!“

„Und das am heiligen Karfreitag?“ fragte Hendrik bestürzt. „Und wenn Dich nun Frigga nicht liebt? Außerdem, wie sündig ist das Ganze!“

„Bist Du vielleicht feige? Oder glaubst Du, Deine Larve sei schöner als mein ehrliches Gesicht?“ höhnte er.

„Uwe, wie Du sprichst,“ entgegnete Hendrik, „macht das Gesicht denn die Liebe? Nein, das Herz!“

„Larifari,“ entgegnete Uwe leichthin, „Du würfelst, oder —!“

„Halt,“ gab hier Hendrik zurück, „ich würfele um unseres Vaters willen! Gott vergebe Dir! Aber nicht heute, morgen!“

„Schön, aber Du schweigst?"
„Ja, ich schweige!"
„Abgemacht!"
Er wandte sich leichthin der Mutter zu, die jetzt fertig mit Frigga erschien, und rief: „Guten Morgen, Mutter!"
„Wo warst Du?" fragte sie.
„Draußen, den schönen Morgen zu genießen!"
Hier schwankte auch Frigga näher herbei. Sie grüßte scheu.
So gingen sie zur Kirche. Frigga blieb ernst und wortkarg. Uwe streifte draußen herum.

* * *

Es war am andern Morgen früh. Hendrik hing hinter dem Hause Netze auf, Uwe schaffte am Strande bei den Fahrzeugen.
Da huschte Frigga zu Hendrik hinaus. Sie bemerkte es nicht, daß Uwe sie gesehen und sich leise ans Haus schlich.
„Hendrik!" rief das Mädchen, „höre!"
Hendrik drehte sich nach ihr herum.
„Hendrik," sagte das schöne Mädchen, „ich habe gestern alles gehört! Würfele nicht mit ihm!"
„Wie?"
„Leicht könntest Du verspielen, und dann —!"
„Dann, Frigga?"
„Weinte ich mich zu Tode!" gestand sie verwirrt.
Mit einem Jubellaut umfaßte sie Hendrik, sie küßten sich, sie weinten.
Uwe biß die Zähne zusammen, dann schlich er wieder an den Strand, setzte sich in ein Boot und fuhr davon.
Abends kehrte er erst heim und sagte, er sei in Ankum gewesen und todmüde. So legte er sich angeblich schlafen. Aber er schlief nicht. Er machte Licht an und schrieb einen Brief. Dieser lautete:

„Liebe Mutter!
Warte nicht auf mich, denn ich kehre nicht zurück; verzeihe mir, aber ich kann nicht anders, mein Glück blüht nicht hier, ich gehe in die weite Welt! Behüte Dich der Herrgott!
Dein treuer Sohn Uwe."

„So," murmelte, als der Brief fertig, der junge Mensch, „das Gesicht macht die Liebe nicht, sondern das Herz! Sie hat entschieden! Was soll ich da noch würfeln? Aber daß ich nicht schlecht bin, Hendrik, das sollst Du sehen! Und auch Du, Frigga, die Du mein Leben vergiftet!" — Den Brief barg er in der Tischlade.
Am andern Morgen, als sein Bett gemacht worden, legte er das Schreiben darauf, zog seine besten Kleider an, steckte seine Ersparnisse bei und sagte der Mutter Adieu.
„Wohin, Uwe?" fragte sie.
„Nach Brinkum!"
„Was willst Du dort?"
„Ich will Ohm Klas besuchen!"
„Das ist nett! Grüße auch!"
„Ja! Adieu Mutter!" Er grüßte nochmals und ging.
Abends fand Hendrik den Brief. Ach, welch ein Auftritt folgte nun. Frau Tilda weinte und raste, Frigga schluchzte, Hendrik war verzweifelt! Ein trauriges Osterfest!
Aber jeder Schmerz hat seine Zeit. Um Pfingsten hatte man sich gefunden in einen Zustand, den man nie geahnt. Ein Brief kam von Uwe; er befand sich an Bord eines Dampfers in Amerika und gedachte von dort, nach Australien in See zu stechen.
Mutter Tilda seufte. An diesem Tage verlobten sich Hendrik und Frigga und ein Jahr nach des Vaters Tode machten sie Hochzeit.

* * *

Sieben Jahre waren verflossen. In Hendrik Hansens Haus erblühten zwei süße Kinder, Tildchen und Uwe. Das Glück schien jetzt seinen dauernden Wohnsitz im Lotsenhause genommen zu haben. Mutter Tilde war selig über ihre Enkel, Uwe betrauerte sie heimlich als tot, da er nie wieder von sich hören ließ.
Am Ostermorgen ging Hendrik nach der Werft in Buckau, ein neues Boot zu bestellen. Es war bitterlich kalt, die See ging hohl wie vor dem Sturme. Nachmittags tobte der Orkan, ein Kanonenschuß ertönte vom Meere her. Karsten Menthe, der an Uwes Stelle zweiter Führer des Rettungsbootes geworden, erschien am Strande. Man bemannte das Rettungsboot, denn dort lag das Schiff, welches gestrandet war. Die Zeit drängte. Acht Personen waren an Bord. Sieben rettete man, darunter ein schönes Weib und einen vierjährigen Knaben. Alle waren fast dem Tode nahe und erstarrt.
„Und den achten dort oben in den Wanten?" fragte Menthe. „Wir kriegen ihn nicht herunter!"
„Und das Boot ist voll!" sagte Karsten Menthe. „Gott sei seiner Seele gnädig!"
Sie stießen ab und brachten die Geretteten in die Station, wo sie sogleich ärztlich behandelt wurden.
Da kehrte Hendrik Hansen heim. Man erzählte ihm von dem Manne in den Wanten. „Wer fährt mit?" fragte er sogleich.
Vier Beherzte meldeten sich. „Auf, ins Boot!" kommandierte er.
Da erschien Mutter Tilde mit Frigga und den Kindern am Platze: „Hendrik, bleibe!" flehten die Frauen.
Aber der Lotse entgegnete: „Der Regierung gelobte ich Treue!" Könnt Ihr mich achten, wenn ich sie breche? Gebt Raum! Ahoi!"
Und hinaus in die See schoß das Boot.
Man gelangte an das Wrack, der Mann hing noch in den Wanten; seine Kraft war fast zu Ende. Hendrik stieg hinauf und holte ihn herunter; nun lag er im Boote, Hendrik aber schrie:
„Es ist Uwe, mein Bruder!" Und das Boot durchschnitt die Wogenkämme; jetzt, jetzt legten die kühnen Männer an.
„Sagt meiner Mutter," schrie Hendrik, „ich habe ihn, es ist Uwe!"
O, welches Weinen, welche Wonne zu Hause, als er in einem leicht gewärmten Bette die Augen aufschlug!
Einen Augenblick besann sich der Gerettete, dann erhob er sich und rief: „Mein Weib, mein Kind!"
Entsetzen auf allen Gesichtern.
Da drängte sich Karsten Menthe ein:
„Hendrik," flüsterte er, „die Frau ist mit dem Kinde draußen, sie verlangt nach ihrem Manne, der in die Wanten gestiegen sei, nach Hilfe auszuschauen! Da ist er ja!"
Aber Hendrik war schon draußen und holte die Angemeldeten herein: „Hier, Uwe," sagte er milde, „bringe ich Dein Teuerstes!"
Und jubelnd schloß sie Uwe in seine Arme.
„Ja, Frigga," rief er dann, „im Trotze ging ich einst, bis ich diese, meine Marie, drüben kennen lernte. Sie lehrte mich erst, was Liebe ist. Und nun, Mutter, nun, Bruder, nun Frigga, dürft ihr mich in der Heimat herzlich willkommen heißen! Verloren ist das Schiff, aber unser Vermögen habe ich gerettet, hier ruht es in meiner Brusttasche. Mutter, teure Mutter, verzeihst Du mir?"
Sie umarmte ihn wortlos, erschüttert, Hendrik aber küßte ihn, und Frigga schüttelte ihm die Hand. Dann herzte man auch sein Weib und Kind, und lauter Jubel herrschte im Lotsenhause.
In den nächsten Tagen sah ganz Sikkum die Söhne Knut Hansens wieder Arm in Arm gehen und sagte:
„Das sind die Söhne unseres bravsten Lotsen!"



Mieze im Spiegel. Ah, das ist herrlich, denkt sich Mieze, das verzogene Kätzchen der schönen Goldhofbauerntochter, daß sie mir einen Spielkameraden angeschafft haben, als sie ihr Bild im Spiegel erblickte. Und wie er mir ähnlich sieht, just als wenn's mein Brüderchen wäre. Sie will ihn mit dem Pfötchen berühren, doch halt — was ist das — ein unerklärliches Etwas trennt sie von einander. Nun, so komme doch spielen; bist du aber schrecklich schüchtern — nun wird's bald! — ich gelte hier was im Hause und kann thun, was ich will; so schnurrt Mieze die längste Zeit, doch die andere Miau folgt nicht dem verlockenden Ruf, sondern sieht so verwundert drein, wie die verzogene Mieze, die mit dem schwarzen Näschen immer wieder an die Spiegeltafel stößt. So vergeht ein heiteres Viertelstündchen, und Rosel, die schmucke Bauerntochter, freut sich des harmlosen Spiels. K. St.

Der gewöhnliche und der einfarbige Staar. Wenn in der zweiten Hälfte des Februar oder anfangs März nach wenigen milden Tagen der Winter wieder in seine Rechte tritt und lustig die Schneeflocken umherwirbelt, als ob es gar nicht anders werden könnte, hört mancher Naturfreund eines schönen Morgens plötzlich lustig pfeifenden Gesang, und helle Freude zieht in sein Herz ein, denn der Frühling muß nun doch kommen, seine ersten Vorboten, die Staare sind da. Auf den höchsten Wipfeln der Bäume, auf den Spitzen der Türme, den Wetterfahnen hoher Gebäude sitzen die freudig begrüßten, schwarzen, metallgrünglänzenden Gesellen und schmettern lustig ihr Lied, unbekümmert um Wetter und Wind, der sie da oben auf ihrer luftigen Höhe so recht zerzausen kann. Jedermann freut sich der zurückgekehrten Gäste, als ob sie die sichersten Bürgen des Frühlings wären, der nun bald nach diesen Vorboten kommen muß. Leider wird diese Hoffnung oft getäuscht und der Winter macht sich noch recht fühlbar, aber das verschlägt den munteren Staaren nichts, lustig schmettern sie morgens und abends ihr Lied unter lebhaften Bewegungen der Flügel und des Schwanzes. Und wenn auch der Gesang nicht hervorragend ist, so erfreut er doch durch die fröhliche Art und Weise des Vortrages und ergötzt durch die verschiedenen Laute, die der Staar in drolligem Durcheinander hervorbringt. Jedermann hat daher auch den munteren Vogel lieb und allerorts werden geeignete Brutstätten, die bekannten Staarenkästen, für ihn aufgestellt, die ihm eine in jeder Beziehung passende Wohnung gewähren und in denen er im Laufe des Sommers seine zahlreiche Nachkommenschaft groß zieht. Und mit vollem Recht wird ihm seitens der Menschen dieser Schutz gewährt, denn kein Vogel vergilt ihn so mannigfach wie der Staar, der schädliche Insekten, Schnecken und anderes Geziefer in unglaublichen Mengen vertilgt und dadurch ungeheuren Nutzen stiftet. Wenn er auch in Weinbergen und Kirschenplantagen nicht zu dulden ist, da er hier, wenn er in Massen auftritt, Schaden anrichtet, so sollte seine Hege und Pflege an allen anderen Orten durch Aufstellen zahlreicher Nistkästen gefördert werden, er vergilt es durch Vertilgung der Pflanzenschädlinge tausendfach. — Unser Staar (Sturnus vulgaris) ist zwar über ganz Europa verbreitet, aber er ist keineswegs überall Standvogel, in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes ist er selten und nach den südlich gelegenen Ländern, nach Südspanien, Süditalien und Griechenland kommt er nur während der Winter-

monate, welche die meisten in diesen Ländern zubringen. Als Standvogel löst ihn hier ein naher Verwandter, der Schwarz- oder Einfarbstaar (Sturnus unicolor) ab, der außer in den genannten Ländern noch in der Ukraine, Kaukasien, sowie einem großen Teil Asiens vorkommt. Der Einfarbstaar, den unser Zeichner ebenso wie den gewöhnlichen Staar meisterlich dargestellt hat, unterscheidet sich nur durch die Farbe seines Gefieders von unserem Staar, im Wesen und Benehmen, sowie in der Art der Ernährung ist er diesem gleich. Der Einfarbstaar hat eine mattschieferschwarze, metallisch glänzende Färbung ohne die weißen Flecke und Punkte, die besonders nach der Mauser unsern Staar auszeichnen, da dann alle Federn des Rückens und der Brust mit weißen Spitzen endigen, während bekanntlich im Frühjahr diese Flecke größtenteils verschwunden sind, dagegen der grüne Metallschimmer aber stärker hervortritt. Die Hals- und Kopffedern sind außerdem zum Unterschied von unserm Staar bei dem Einfarbstaar lang und schmal; die ersteren sträuben sich beim Gesange auf und bilden gewissermaßen eine Halskrause. Dr. L. St.

Die neue Carola-Brücke in Dresden. Unter allen deutschen Hauptstädten nimmt die vielgerühmte Residenz der Wettiner eine der ersten Stellen ein. Dresden vereinigt alle Vorzüge, die das Leben angenehm und genußreich machen. Umgeben von dem Blüten- und Rebenkranz der Loschwitzer Hügel, liegt die Stadt an dem in behaglicher Breite dahin fließenden Elbstrom, nur wenige Stunden von den romantischen Felsen der sächsischen Schweiz entfernt. Und inmitten dieser prächtigen Natur hat Menschenkunst und Menschenfleiß in langer Arbeit von Jahrhunderten stolze Werke geschaffen, die sich harmonisch dem grünenden Rahmen einfügen. Die unbeschränkte Kraft absoluter Herrschermacht hat in Dresden Gebäude errichtet, deren formvollendeter Stil im reinsten Barock heute nicht nur kulturhistorischen Wert hat, sondern im Gegensatz zu manchem andern Erzeugnis jener Epoche auch jetzt noch den Eindruck abgerundeter Schönheit hervorruft. Was der „Zwinger“ aber an Schätzen der bildenden Kunst birgt, ist unter den Namen der Dresdener Galerie der ganzen Welt bekannt. Der englische Garten ist eine der herrlichsten Schöpfungen der Gartenbaukunst, und neben dem Zwinger erheben sich aus alter und neuer Zeit Bauwerke von bewährtem Ruhm, so die Brühl'sche Terrasse, die Frauenkirche, die Oper und viele andere. Daß in Dresden sich gut leben läßt, erkannten die Fremden bald, besonders die in dieser Hinsicht außergewöhnlich klug veranlagten Angelsachsen. Um den englischen Garten herum entstand ein großes englisches und amerikanisches Viertel. Aber auch sonst wuchs die Stadt mächtig empor, die Neustadt jenseits der Elbe blieb bei dem allgemeinen Aufschwung nicht zurück, und bald stellte sich die Notwendigkeit heraus, die beiden Stadtteile noch durch eine neue Brücke neben den drei schon bestehenden miteinander zu verbinden. Es war nicht leicht, in eine architektonisch so eigenartige Umgebung ein Werk einzufügen, das sowohl den Anforderungen des modernen Verkehrs wie den Ansprüchen der harmonischen Angliederung entsprach. Und doch ist das dem Dresdener Stadtbaurat Klette völlig gelungen. Die Brücke fügt sich heute dem alten Bilde aufs beste ein und genügt auch völlig ihrem praktischen Zweck. Die Fundamente, Pfeiler und Gewölbe sind zum größten Teil aus Zementbeton hergestellt und mit Sandstein bekleidet. Die Oeffnungen über dem Wasser sind aus Eisen, von dem 1,800,000 Kilo zur Verwendung kamen. Die Spannung der Mittelöffnung beträgt 55, die der Seitenöffnungen 52 Meter. Die gesamte Brücke ist 500 Meter lang und 16 Meter breit. Daß ein so gewaltger Bau nicht von heute auf morgen hinzustellen war, versteht sich von selbst. Drei Jahre brauchte er zur Vollendung, vom Sommer 1892 bis zum Juli 1895. Die Kosten belaufen sich auf rund 3 Millionen Mark. Neben dem eigentlichen Vater des Werks, dem Stadtbaurat Klette, dem anläßlich der Eröffnung vom König von Sachsen das Ritterkreuz I. Klasse des Albrechtsordens verliehen wurde, leiteten den Bau Stadtbaumeister Presprich und Architekt Pasdirek. Sie alle können heute mit Stolz auf ihre schön vollendete Schöpfung blicken.



Abgewinkt.

„Fräulein, das Feuer Ihrer schönen Augen verzehrt mich!“
„Haben Sie keine Angst, junger Mann, grünes Holz brennt nicht!“



Gipfel der Mädchenschwärmerei. „Ich sage Dir, Emma, der neue Zahnarzt ist ein so reizender Mensch, daß ich mich schon auf das erste Zahnweh freue!“

Es könnte ihm leid werden. Mutter: „Den Verlobungsschmaus bereitet Klara, unsere angehende Braut, selbst zu.“ — Vater: „Hm, hm, — da will ich die Verlobung doch lieber vor dem Essen proklamieren.“ (Drfb.)

Denkt menschlicher! Einst mußte Friedrich der Große sein Nachtquartier in einem von den Russen ganz zerstörten Dörfchen in einer elenden Hütte nehmen. Noch spät am Abende war er mit Lesen angekommener Briefe beschäftigt. Da vernahm er ein lautes Gespräch vor der Thür: Zwei Flügel-Adjutanten sprachen über den damaligen Stand der Dinge. Einer behauptete, es müsse binnen drei Tagen zu einer entscheidenden Schlacht kommen, der andere bestritt dies. Der erste bot dem zweiten eine Wette von zwanzig Friedrichsd'or an. Der König unterbrach sie plötzlich und sprach ernst: „Messieurs, spart Euer Geld und denkt menschlicher. Ich gäbe gern gesamt so viel für das Leben eines einzigen von meinen Soldaten, könnt' ich es dadurch retten. Glaubt mir, ich suche nicht gern eine Schlacht zu liefern, — es sei denn, daß ich mit Gewalt dazu gezwungen werde, oder ohne Nachteil keine günstigere Gelegenheit sich dazu zeigt. Ueberhaupt ihr, ich und der geringste meiner Unterthanen sind Menschen, das bitte ich immer zu bedenken.“ K.

Buddäus, der größte französische Gelehrte seiner Zeit (geb. 1467, gest. 1540) studierte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er seine Jugend in beständigen Zerstreuungen zubrachte. Erst im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wissenschaften, aber nun auch mit einer solchen Gewalt, daß er keine andere Beschäftigung mehr kannte, als seine Studien, denen er selbst am Hochzeitstage noch drei Stunden widmen konnte. Gleichgültigkeit gegen alles übrige spricht sich in der bekannten Antwort aus, die er einst einem Bedienten gab, da er ihm meldete, daß sein Haus brenne. „Sag' er es,“ erwiderte er trocken, und nur eben vonseinen Büchern aufblickend, „meiner Frau, denn sie weiß, daß ich mich um die Wirtschaft nicht kümmere.“

Ungarische Kriegserklärung. Merkwürdig und ganz dem Charakter einer tapfern, aber wenig gebildeten Nation angemessen, waren die Feierlichkeiten einer Kriegserklärung bei den alten Magyaren. Ein Herold im blutigen Mantel, ein blutiges Schwert in der Hand, zog durchs Land. Wo man ihn kommen sah, versammelte sich das Volk mit dem Ausrufe: „Hallyunk, Hallyunk, Hallyunk, Vehe!“ worauf tiefes Schweigen folgte. Der Herold rief hierauf mit lauter Stimme: „Die Stimme des Gottes der Ungarn: Daß jeder gewaffnet auf dem bestimmten Platze erscheine, sonst ist er in der Mitte des Leibes zu zerschneiden oder in ewige Sklaverei zu bringen.“ Diese Strafe wurde auch nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller an manchem Feigen vollzogen. — Zum Schluß brach das ganze Volk in einen Ausruf aus, der Aneiferung zum Kriege enthielt. St.

Gemeinnütziges

Kalkflecke aus Kleidern entfernt man am leichtesten durch Abreiben mit einem in Essig getränkten Läppchen; nur muß man die Reinigung bald vornehmen, damit die Flecken nicht zu tief fressen.

Das Beschneiden der jungen Bäumchen wird vielfach darum nicht vorgenommen, weil man dadurch ein frühzeitigeres Tragen erreicht. Allerdings wird hierbei die Fruchtholzbildung befördert, das Bäumchen selbst aber geht dabei zu Grunde, weil sein Wachstum gehemmt wird.

Um Baumpfähle widerstandsfähig gegen Fäulnis zu machen, verkohlt man den Teil derselben, welcher in die Erde kommt, und bestreicht ihn außerdem mit Theer. Erfolg aber hat man nur dann, wenn der verkohlte und geteerte Teil etwas aus der Erde hervorragt, denn sonst dringt das Wasser in dem nicht geschützten Holze in die Tiefe und dann verfault der Pfahl noch schneller als der gar nicht geschützte. — Das Imprägnieren mit Carbolineum bietet einen zuverlässigen Schutz gegen Fäulnis, schädigt aber die Pflanzenwurzeln so empfindlich, daß es für diesen Zweck geradezu unbrauchbar ist. Das beste Schutzmittel gegen das Abfaulen der Pfähle ist das Imprägnieren mit Kupfervitriol. 2 Kilogramm Kupfervitriol werden in 100 Liter weichem Wasser gelöst, die Pfähle kommen ungespitzt und mit dem starken Teile in die Flüssigkeit, in welcher sie so lange stehen bleiben, bis die blau gefärbte Flüssigkeit am oberen Stirnende zu Tage tritt, was schon nach einigen Tagen der Fall ist. Sehr wichtig ist es auch, die Pfähle stets mit dem Wurzelende, nicht auf dem Kopfe stehend, in die Erde zu bringen, da sie sich dann viel länger halten. (Illustr. prakt. Blätter.)

Diamanträtsel.

A
A A A
A A A A A
A B B B B B C
D D E E E E E E E
E E E F G G G H H H I
I I I I I I L L L L M N N
N N N N N N N N N N N
N O O O O P R R R
R R R R R S S
T T T T U
U U X
Z

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzustellen, daß folgende Benennungen daraus entstehen: 1) Konsonant. 2) Städtchen im schweizerischen Kanton Waadt. 3) Stadt in der Rheinprovinz. 4) Weiblicher Name. 5) Stadt in den Vereinigten Staaten. 6) Oesterreich. dramatischer Dichter. 7) Insel im Großen Ocean. 8) Asiatisches Hochland. 9) Oberamtssitz im württembergischen Jagstkreise. 10) Stadt in Sachsen. 11) Stadt in Frankreich. 12) Fluß in Tirol. 13) Konsonant.

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergiebt die senkrechte Mittelreihe den Namen einer Ortschaft im württ. Oberamt Oberndorf. B. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Kartoffel; des Homonyms: Schnitt.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.